

Geschichte eines Seelebens: P. Gregoire Girard [Teil 4]

Autor(en): **Seitz, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **14 (1928)**

Heft 30

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschichte eines Seelenlebens: P. Gregoire Girard

(Eine apologetisch-pädagogische Studie).

J. Seitz, Lehrer, St. Gallen.

(Fortsetzung.)

Ueber das Spiel sagt Girard: „Ich war leidenschaftlich vertieft in meine Spiele und suchte sie zu variieren. Ich malte, zeichnete, konstruierte, schnitt Figuren aus Karton und Holz, formte aus Schnee etc. Ich baute Altäre, machte Modelle von Kirchen und las hl. Messe. Mit meinen Brüdern ahmte ich das Militär nach; wir besaßen eine ganze „Kriegsfabrik“. So waren wir wenig beschäftigt (d. h. sie mußten wenig im Haushalt usw. helfen) und doch nie müßig.“ Wie armselig waren die damaligen Spielausstattungen gegen heute. Aber gerade dies zwang die kindliche Phantasie zum „variieren“. Girard sagt dazu: „Ich wage zu behaupten, daß durch die Erfindungen (Selbstauffinden), welche unsere kleinen Arbeiten verlangten, unsere Intelligenz mehr entwickelt wurde, als durch die Unterrichtsweise.“

Anmerkungen: Dieses Kapitelchen enthält eine ganze Psychologie des Spiels! Bedeutung der Selbsttätigkeit! Phantasie! Handarbeit! Spielreichtum, der für das katholische Kind auch in der Nachahmung des Gottesdienstes liegt, usw. usw.

9. Meine zwei ersten Studienjahre im Kollegium St. Michael.

„Ich hatte zu Hause „mensa“ und „amo“ gelernt. Nun ging's mit vollendetem 10. Lebensjahr ins Kollegium (1775). Diese anders gearteten Studien hatten vorerst den Reiz der Neuheit, im Grunde waren sie so trocken und nüchtern wie die vorhergehenden. Sie gingen nur darauf aus, in den Mechanismus der lateinischen Sprache einzuführen. Die anfänglich tiefe Liebe zum neuen Lehrer, einem Jesuiten, erkaltete bald unter dem Druck grundloser Quälereien. Alvarez & Co. (Bild für die jesuitische Lehrweise. V. B.) wurden mir verdächtig. — Die Kinder haben ein feines Gefühl für Gerechtigkeit, das durch die Lehrer sorglich behütet werden soll, indem sie sich anstrengen, Liebe durch Liebe zu wecken. Alle großen Sachen im Himmel und auf Erden sind das Werk der Liebe.“

Anmerkungen. P. Girard führte später einen erbitterten Kampf gegen die Jesuiten, ganz speziell lehnte er ihre Unterrichtsweise ab. Diese Abneigung erwachte, wir betonen dieses Wort, in der Schule; sie war durchaus nicht ganz unberechtigt. (Wir zitieren als Beweis „Unterricht und Erziehung“ von Jos. Stiglmayr S. J. im Buche: Kirche und Reformation von Dr. Josef Scheuber.) Sie fraß später weiter, so auch bei einem andern Jesuitenschüler, Dr. J. A. S. Federer. (Siehe dazu den bezüglichen Aufsatz in der „Ostschweiz“.)

Wenn wir aus der Zeitgeschichte manche Momente dieses Streites begreifen, so muß doch auch betont werden, daß P. Girard stark das Opfer jugendlicher Suggestion blieb. Das Bild „von der Medizin im Kaffee“ trifft hier zu.

10. Die vier folgenden Jahre im Kollegium.

„Am dem Professor, der mich nicht verstand und dessen Prügel über mir schwebte, zu entgehen, auch um das unter diesem Druck vernachlässigte Studium zu ergänzen, mußte ich in der zweiten Klasse sitzen bleiben. Der neue Professor, Mr. Clerc, ein Jesuit, war fröhlichen Gemüts. Wir liebten ihn alle, und durch seine Liebenswürdigkeit erreichte er einen besseren Zustand seiner Klasse, was dem Vorgesänger durch seine Schelte und Prügel versagt blieb. Untel seinem Regiment waren meine Vernachlässigungen bald behoben. Ich war aufmerksam in der Schule, ich arbeitete aus Lust und Liebe zum Lehrer und rückte so bald in die erste Reihe vor, wo ich in Zukunft immer blieb. Von Jahr zu Jahr rückte ich weiter vor, und zwar in dem Maße, als der Unterricht an die Selbsttätigkeit der Zöglinge im Denken appellierte. Mechanische Arbeit war mir immer zuwider. Ich wollte verstehen, selbst auffinden und meinem Werke eine persönliche Form geben. So war ich z. B. bald imstande, einige gereimte französische Fabeln zu dichten, die zwar keine Meisterwerke waren, aber sie erfreuten mich, und ich war stolz darauf.“

„Nicht, daß ich die Feder ergriffen hätte, nur um den Studiengang zu tadeln; aber es darf doch gesagt werden, daß er unpraktisch war, und ich darum viel Zeit verlor. In der Rhetorik war ich noch nicht fähig, das Lateinische geläufig zu sprechen und zu schreiben. Ich wußte die grammatikalischen Beziehungen; aber im Grunde war es nur Französisch mit lateinischen Wörtern. Das war nicht unser Fehler. Der Unterricht hatte einen Radikalfehler, weil er die Schüler die römische Sprache „erfinden“ lassen wollte. Selten mußten wir lateinische Sätze in die französische Sprache übersetzen, was doch die Hauptsache gewesen wäre; aber wir mußten fast immer vom Französischen ins Lateinische übersetzen. Das Resultat dieser Methode ist leicht ersichtlich.“

„Die gleiche Methode wurde im griechischen Unterricht befolgt. Voraus gingen einzelne Muster und daran schlossen sich Aufsätze (Übungen) in der Sprache der Athener, die diese schwerlich verstanden hätten. Nie mußten wir einen griechischen Text in die Muttersprache übersetzen. Uebrigens wurde auf

diese Sprache so wenig Zeit verwendet, daß der Preis in diesem Fach ganz richtig „Eselpreis“ hieß. Er fiel mir alle Jahre zu; gottlob nicht allein, ansonst mein Ruhm niedrig gewesen wäre.“

„Später wurde der Griechisch-Unterricht aufgegeben; statt dessen wurden Stunden in der Muttersprache erteilt, die zu meiner Zeit im Kolleg so vernachlässigt wurde, daß die meisten Schüler der Rhetorik nicht fähig waren, einen familiären Brief zu schreiben.“

„Das Latein absorbierte die meiste Unterrichtszeit. Es blieb sehr wenig übrig für die nötigsten praktischen Lebenskenntnisse, oder für nützliche oder angenehme Unterrichtsstoffe. Man bot uns einige bescheidene, verjäherte Auszüge aus der römischen Geschichte, aus der Geschichte der Kaiser und der Kirche, auch etwas Geographie, alles rein gedächtnismäßig, ganz wie im Katechismusunterricht. Jeder Schüler, der im Examen ein Wort vergaß, wurde von der Preisverteilung ausgeschlossen. Man wollte ein serviles Gedächtnis und weiter nichts. Ich konnte an dieser Lastträgerarbeit keine Freude gewinnen.“

„Auch der Rechenunterricht war ganz bescheiden und ganz mechanisch. Man widmete ihm wenig Zeit und Aufmerksamkeit. Oft war es am Jahreschluß schwer, dafür einen Preisbewerber unter den Schülern zu finden.“

„Auf Grund dieses unverfälschten Miniaturbildes erseht man, auf welcher Höhe unser Kollegium 1781 stand, als ich austrat. Einer meiner Verwandten, der Kanonikus Fontaine, früher selbst Jesuit und Professor, hatte einen Reformplan eingereicht. Er hatte etwas Besseres gesehen, er hatte die Sache überdacht und arbeitete guten Willens. Aber die durch die Jahre geheiligte Routine war eine unantastbare Arche. Nicht die Ejesuiten schrien über Entheiligung alter Zustände, sondern die Gewohnheitsmenschen. — Das Kapitol hat immer seine Gänse.“

Anmerkung. Schon damals liebten es die „Herren Schüler“, über ihre Lehrer und deren Methode zu Gericht zu sitzen. Es war die Zeit der aufstrebenden Naturwissenschaften und der Antilitätspädagogik, wie sie durch die deutsche Aufklärung auch in die Schweiz kam. (Siehe den Aufsatz über Willmann.) Die formale Bildung der Scholastik wurde wenig mehr geachtet. „Anschauung“ war das Lösungswort; aber das Wort hatte mehr den Sinn „Realismus“. Die Rousseau'sche Schule gab ihm den weitern Sinn „Naturbetrachtung“, und die Vaseow'sche Schule fügte die nackte Nützlichkeitslehre hinzu. Indessen war die scholastische Methode doch nicht so schlecht. Girard gesteht selbst, daß die „Klosterschüler“ zu Würzburg sich durch Beherrschung der Sprache auszeichneten und auch

logisch und psychologisch besser gebildet waren als die „Realisten“.

11. Der Volksaufstand in Freiburg.

Im Jahre 1781 erhob sich das Freiburger Landvolk gegen die Patrizierherrschaft in der Stadt, einer jener zahlreichen Aufstände, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Schweizerhaus bald da, bald dort, bald heftiger, bald gelinder in Aufruhr versetzten, Anzeichen der nahenden politischen und sozialen Umwälzung. Girard schildert uns die Ereignisse in Freiburg, den schrecklichen Tod des Führers Chenaur. Die Sache selbst hat mit unserem Thema wenig zu tun; immerhin darf betont werden, daß unser Vater eher für das Landvolk Partei nahm. (Siehe: Journal d'un contemporain sur les troubles de Fribourg 1781, in: L'Emulation 1852/53 v. Daguët.)

12. Meine Berufswahl.

„Im Kollegium war es Brauch, daß sich die Schüler nach Absolvierung der Rhetorik für den künftigen Beruf entschieden. Das war eine bedeutungsvolle Sache. Man bereitete sich darauf vor durch Exerzitien, holte sich den Rat des Beichtvaters, ging auch in ein anderes Kloster, um sich mit einem Mönche zu besprechen. Ich für mich fand nichts von alledem vonnöten. Ohne lange Ueberlegung traf ich meine Entscheidung. — Ich war damals noch nicht sechzehn Jahre alt. Meine Mutter fürchtete, ich sei für diesen Lebensentscheid noch zu jung. Sie wünschte eine Berufswahl in regelrechter Form. Ich fand dies für unnötig. So machte man also im Kloster die nötigen Erhebungen, alles wurde geregelt, und der Tag des Abschieds kam. Meine Eltern vergingen in Tränen; sie gaben mir Segen und Abschiedsruß, mich beschwörend, bei der ersten Erkenntnis der Täuschung ins väterliche Haus zurückzukehren. Ich selbst war meiner Sache sicher, niemand konnte fester und freudiger entschlossen sein.“

„Mein Vater war Kaufmann, ich wollte es nicht werden. Ich hatte einige Lust für den militärischen Beruf, denn die Brüder meiner braven Mutter dienten in Frankreich. Ihre Uniformen, ihre Epauletten, ihre Degen stachen mir längst in die Augen. Mein Vater war auch Milizoffizier, zwar nicht ein „großer Krieger“, aber er liebte diesen Stand. Ich begleitete ihn aufs Land an die Revuen und trug ihm mit Stolz seine Grenadiermütze. Ja, ich probierte sie wohl auch an und gefiel mir gut darin. Ueberall, wo Soldaten auftraten, mußte ich dabei sein, wußte ich doch auch das Gewehr ordentlich zu handhaben.“ Anmerkung: Diese Jugenderinnerungen müssen festgehalten werden, um spätere Episoden aus seinem Leben, die von seinen Interpreten einseitig politisch aus-

geschlachtet wurden, sachlich und psychologisch verstehen zu können.

Im Jahre 1847 marschierten die eidgenössischen Truppen in Freiburg ein. Girard begrüßte sie mit jubelnden Worten. Die Sache wurde ihm so ausgelegt, als ob er mit dem Schweizerradikalismus sympathisiert hätte. So war es nun freilich nicht. Wenn er auch eine politische Umgestaltung für nötig hielt, so lehnte er alle Gewaltmaßnahmen ab. Sein Freuderuf galt den strammen Soldaten, denn die militärische Ader war auch im Greise wachgeblieben.

„Doch es entschied in meinem Innern eine ganz gegenteilige Neigung. Durch die kindlichen Gottesdienste beim Spiel und durch Mithilfe beim Sakristandienste in der Kollegialkirche, die an unser Wohnhaus grenzte, war sie genährt worden. Nach und nach gewann sie die Oberhand. Sie entsprach auch meiner friedlichen seelischen Anlage mehr. Ein Vater Cordelier besuchte gelegentlich meine Eltern. Dieser Mann war ganz Honig. Er zeigte mir Liebe und darum liebte ich ihn auch. Ich besuchte ihn gelegentlich im Kloster und wurde wohl aufgenommen. Das Kloster war eine freundliche Behausung, die Kirche schön. Ich sah mich in jugendlichen Phantasiebildern auf der Kanzel, am Altar, im Chor. Ich versetzte mich auch als Vater in eine Zelle mit der Bibliothek und dies alles gefiel mir sehr wohl. Ich lernte einen lebenswürdigen, gelehrten Professor kennen. Er erzählte mir von den Kollegien des Ordens in Deutschland, und meine Phantasie versetzte mich dorthin in den Kreis von Mitschülern. Ich lernte auch einen alten Religiösen kennen, einen großen Freund der Mathematik und Physik. Er war ständig umgeben von Maschinen, Globen, Spiegeln etc. Das Studentlein versetzte sich an den Maß des Greises und träumte nach seiner kindlichen Art von stiller Arbeit in Wissenschaft und Künsten. Diese Bilder setzten sich in meinem Geiste fest, und ich war Cordelier lange Zeit vor der Berufsentscheidung.“

Anmerkungen: Ein Biograph Girards, Compagné, schließt mit Unrecht, die Eltern seien gegen die Wahl gewesen. Nein, sie branzen nur auf reifliche Erwägung; die Entscheidung ging durchaus frei vor sich. Wie oft muß man hören, damals seien junge Leute massenhaft zum Kloster- und Priesterberuf gezwungen worden. Einzelne Konventualen von St. Gallen und Pfäfers z. B. entschuldigden damit ihren Austritt aus dem klösterlichen Verband. Es ist doch etwas auffallend, daß es immer radikale Geistliche waren, die am lautesten so sprachen, wie der berühmte Ex-Kapuziner Ammann, der selbst vor bewußten Lügen nicht zurückscheute.

Girards Berufswahl war durchaus frei. Scheinbar gaben jugendliche Träumereien und Liebhabereien

den Ausschlag. In Wirklichkeit aber war die „deliberation“ trotz des jugendlichen Alters in Herz und Kopf fest verankert. Die Wahl war denn auch glücklich. Girard ist dem Ordensideal trotz schwerster Leistungsproben rührend treu geblieben.

13. Der Religiöse in Luzern.

Der junge Religiöse wurde von seinen Obern zur Absolvierung des Noviziates nach Luzern geschickt. Diese Periode scheint auf dessen Geistesentwicklung von größerem psychischem Einfluß gewesen zu sein, als aus den „Souvenirs“ hervorgeht. Wer zwischen den Zeilen lesen kann, findet bedeutungsvolle geistige Taten, die für die spätere Entwicklung wertvoll waren. Im stillen Klosterlein befand er sich vorerst in Gesellschaft von noch zwei Landsmännern; aber sie wurden rasch abberufen. So stand er ohne alle Kenntnis der deutschen Sprache in der Fremde und gewann Mute zur innern Besinnung. Er schildert uns die nüchterne, armselige Zelle; die nächtlichen Gebetsstunden machten auf sein Gemüt tiefen Eindruck; er fand Erholung durch das Violinspiel und bemerkt belustigend, er habe seine „tonvollen“ Uebungen in Abwesenheit seines Lehrers, eines alten Paters, gemacht, um ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Er vertrieb sich die lange Zeit ferner mit Modellieren und scheint es bei seinem starken zeichnerischen Talent und der ausgesprochenen technischen Veranlagung darin zu schönen Resultaten gebracht zu haben. Luzern war damals noch nicht die Fremdenstadt von heute, sondern verschrien wegen der Fiebergefahr. Auch unser Novize hatte darunter zu leiden. Was ihn mehr anzog als Violine und Modellierstoff, waren die lateinischen Klassiker der Bibliothek: Titus Livius, Sallust, Tacitus. Hier setzt er nun wieder scharf ein mit der Kritik des bei den Jesuiten genossenen Unterrichtes. Er sagt darüber: „Ich empörte mich im Innersten gegen den Unterricht, den ich am Kollegium genossen hatte. Ich erkannte, daß man dort das an den Anfang stellte, was das Ziel sein sollte. Wie groß war die Ueberraschung für mich! Ich hatte während 6 oder 7 Jahren Unterricht in Latein genossen und glaubte, es sprechen und schreiben zu können wie ein Senator oder Konsul. Da mußte ich gewahren, daß ich die Klassiker nicht verstand. Die Wörter waren mir zwar geläufig, aber die Sätze konnte ich nur unter vielen und langwierigen Uebungen zergliedern.“ Das erfreuliche Resultat des Novizienjahres war: „Das Prüfungsjahr lief während der Konvaleszenz (vom Sumpffieber. D. B.) ab, und ohne mich weiter zu besinnen, ging ich zum Altar, um die Gelübde abzulegen. Ich war innerlich fester entschlossen als eine Braut; diese steht vor viel dunklern Lebensausichten. Weiß sie, wie ihr Gemahl sich verhalten wird und

wie vielen Kindern sie Mutter werden wird? Ein Religiöse weiß, wie sich das Leben in einer Gemeinschaft abwickelt, weil diese ihre feste Regel hat. Er weiß, daß er unter seinen Lebensgefährten immer einen findet, mit dem er seelisch ver-

wandt ist, und als letzte Zuflucht bleiben ihm seine Einsamkeit und seine Bücher, die niemand beunruhigen und übellaunig machen."

(Fortsetzung folgt.)

Grundsätzliches zum Mädchenturnen *)

Von J. Brun, Sek.-Lehrer, Luthern.

I.

Die lehrjährige Pfingstmontagversammlung des Luzerner Kantonalverbandes katholischer Lehrer, Lehrerinnen und Schulmänner überraschte alle Teilnehmer durch ihren sehr zahlreichen Besuch. Damit kam das Interesse zum Ausdruck, mit dem man dem Referat von Herrn Alfred Stalder, kant. Turninspektor, Luzern, über das Mädchenturnen entgegen sah.

Nachdem sein Vortrag zuerst die Gefahren der übertriebenen Körperkultur streifte, begründete er die Berechtigung des Turnens mit dem Gedanken, daß unser Leib der Knecht des Geistes sein soll, aber ein gesunder, tüchtiger, brauchbarer Knecht. Da nun aber gerade für die Mädchen große Gefahren zur Vertrüppelung und Anlage zu Tuberkulose und Strophulose beständen, so seien Leibesübungen auch für sie unabweisbar notwendig. Darum forderte der Referent das obligatorische Mädchenturnen, jedoch in der Weise, daß in den oberen Klassen womöglich nur Lehrerinnen ihn erteilen und daß in der Frage des Turnkostüms und in der Auswahl der Übungen die Grenzen der Wohlstandigkeit streng innegehalten würden. Ein kant. Turnprogramm, an das alle Schulen sich genau zu halten hätten, würde den befürchteten Auswüchsen vorbeugen.

Das ausgezeichnete, sehr maßvolle Referat von Herrn Stalder hinterließ einen solch guten Eindruck, daß in der Diskussion gar niemand gegen das Mädchenturnen Stellung nahm. Vielleicht mag auch die vorgerückte Zeit eine lebhaftere Debatte verhindert haben. Ob das Schweigen immer auch eine Zustimmung bedeutet?

Wohl weiß ich, daß ich mir den Vorwurf der Rückständigkeit, der Verschobenheit und noch hübschere Titel zuziehen werde, wenn ich es jetzt noch

*) Anmerkung der Schriftleitung. Auf besondern Wunsch geben wir diesen Ausführungen Raum, als Beitrag zur Diskussion, obwohl wir mit den Schlussfolgerungen des Verfassers nicht einig gehen. Wir nehmen aber an, die Freunde des Mädchenturnens, zu denen auch bewährteste Kräfte unserer vorzüglich geleiteten Lehrschwwestern-Institute gehören, werden sich nachher auch wieder zum Worte melden. Sachliche Auseinandersetzungen schaden nichts, vielmehr stellen sie den Wert des Turnens ins richtige Licht.

wage, das Mädchenturnen grundsätzlich abzulehnen. Es müssen wichtige Erwägungen sein, die mich dazu zwingen.

Nordamerika litt letztes Jahr unter den gewaltigen Uberschwemmungen seines Riesenstromes. Wehe der Gegend, wo die mächtigen Dämme der Hochflut nicht standhielten, wo die Wassermassen ihre Fesseln sprengten und sich schmutziggelb in die Ebene hinauswälzten! Weit hin ist die erhoffte Ernte in Kies und Schlamm begraben. Und doch soll schon ein kleiner Riß, ein Rattengang zum Bersten der riesigen Dämme führen können.

Unsere Zeit ist von einer viel unheilvolleren Schmutzflut bedroht. Die Aussagen der Ärzte, die Statistiken der Behörden, die Spitäler der Städte, die Verhandlungen der Gerichte, die Abnahme der Geburten, sie alle tönen wie das Rauschen und Tosen des verheerendsten aller Ströme an unser Ohr; sie künden uns, daß unsere Völker in der Hochflut der allgemeinen Unsitlichkeit verderben werden, wenn nicht mächtige Schutzwälle sie davor behüten.

Neben der hl. Religion mit ihren Gnadenmitteln besteht aber gewiß kein stärkerer Damm gegen diese Schmutzflut, als das natürliche Schamgefühl des Volkes. Anstatt diesen Damm sorgsam zu bewachen, ihn womöglich noch zu verstärken, geht man nun daran, ihn einzureißen. Genügt es nicht, daß die schamlose Mode unserer Tage mit ihrer Freude am Nackten und ihren fleischfarbigen Strümpfen die Schamhaftigkeit unterwühlt? Muß nun auch noch die Schule das gesunde Volksempfinden verlegen und da freiere Sitten predigen, wo ein feineres Schamgefühl das Landvolk bisher schützte?

Die Freunde des Mädchenturnens werden einwenden, die geplanten Übungen seien nicht im geringsten anstößig, habe sich doch sogar unser hochw. Herr Bischof von Basel-Lugano „sehr befriedigt“ erklärt, als sie ihm vorgezeigt wurden.

Es sind nicht die Übungen an sich, es ist das Mädchenturnen schlechthin, welches dem Volksempfinden widerspricht, gar wenn noch ein eigenes Kostüm eingeführt werden sollte. Zudem sollen die bisherigen Übungen (wie ich von gut unterrichteter Seite vernahm) nur ein Anfangsprogramm sein, um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen. Habe man